

Nr. 9. Posen, den 1. März. 1891.

Ein Schuß.

Von Julius Freund.

(Nachdruck verboten.)

Die ganze Stadt war in Aufregung über den Selbstmord des Grafen Lierstadt. In den Zeitungen standen spaltenlange Berichte voll vager Vermuthungen und kühner Kombinationen, abenteuerliche Gerüchte, geheimnißvolle Andeutungen liefen von Haus zu Haus, man diskutirte das Sensationsereigniß auf den Straßen, in den Restaurants und Kaffees, man sprach von nichts anderem in den Klubs, während der Zwischenakte in den Theatern, die Gesellschaft machte förmlich einen Sport aus den Versuchen, den Gründen des tragischen Ereignisses auf die Spur zu kommen; aber es blieb beim Vermuthen, Kombiniren, Achselzucken, Kopfschütteln, Niemand fand den Schlüssel zu diesem Räthsel, das der Tod des Grafen der Residenz aufgegeben hatte. Die Geschichte war aber auch zu sonderbar. Ein Kavalier, der Erbe eines Majorats, gesund, reich, jung, geistvoll — der Löwe aller Salons, der Liebling der Frauen, ein Mann, der von Allen beneidet und dabei sonderbarerweise doch von Niemandem gehaßt wurde, der sich in reichbewegter Jugend, auf ausgedehnten Reisen frühzeitig eine sarkastische Ueberlegenheit erworben hatte, ohne dabei stumpf und lebensmüde geworden zu sein, der von den Menschen nichts forderte, nichts erwartete — nicht Dankbarkeit, nicht Treue — und gegen jede Enttäuschung gefeit schien, solch ein Mann, zum Leben geschaffen, schafft sich aus dem Leben.

An einem Dezembermorgen kommt er aus dem Klub, wo er mit merkwürdiger nervöser Lustigkeit tolle Reiseerlebnisse erzählt und im Bakkarat eine Menge Geld gewonnen hat, heim in seine Junggesellenwohnung — der alte Bettler an der Ecke des Hauses hat ganz deutlich gesehen, wie er eine Zeitlang zögernd vor dem Hausthor auf- und abging und mit dem Stocke dazu auf den Steinfliesen den Takt klapperte, — zehn Minuten später kracht ein Schuß und wie der Diener, aus dem Schlafe geschreckt, ins Zimmer seines Herrn eilt, findet er den Grafen lang ausgestreckt auf dem Teppiche, den Revolver in der Hand, einen Tropfen Blut an der durchschossenen Schläfe, — — todt! Drei Tage darauf wurde der Graf begraben.

Es war bitterkalt, aber die Mitglieder des Klubs hatten es sich doch nicht nehmen lassen, ihrem Freunde vollzählig das Geleit zu geben. Die Sache ging durchaus nicht sehr feierlich vor sich, der Graf hatte immer gewünscht, seinen letzten Weg wenn irgend möglich in scharfem Trabe zurückzulegen, — weil er die Menschen nicht gern belästige oder lange aufhielt — und so geschah es denn auch.

Draußen sprach der Priester ein kurzes, frostiges Gebet, während die Klubmitglieder trippelnd und händereibend im Kreise herumstanden und dann ging es höchst eilig zum Lierstadt'schen Erbbegräbniß; es sah ungemein eigenartig aus, wie alle diese schwarzen Gestalten zwischen den schneebedeckten blendend weißen Gräberreihen dahinwandelten.

Je weiter der Zug kam, desto mehr glich sich der Kontrast der Farben aus, weil der Schnee ununterbrochen herniederrieselte und all' diese schwarzen Cylinder, schwarzen Röcke, schwarzen Handschuhe nach und nach immer dichter mit zarten, weißen Sternen bedeckte. Nur Wenige warfen ein paar Handvoll Erde in die Grube — alle Wetter auch! man nimmt bei solchem Jammerwetter nicht gern die Hände aus den Taschen — dann griffen die Schaufeln ein und taktmäßig fielen die halbgefrorenen Schollen. Unter den zahllosen Blumenspenden, die bestimmt waren, auf dem winterlichen Grabe einen schnell welkenden Sommer der Liebe erblühen zu lassen, erregte besonders ein Kranz allgemeine Bewunderung, ein ungeheurer kostbarer Kranz zusammengesetzt aus lauter kleinen Veilchenbouquets, deren jedes in seiner Mitte eine kleine gelbe Rose trug. — — Eine Stunde später war die ganze Trauerversammlung bereits wieder im Klub eingetroffen.

Ueber die grünen Tafeln rollte das Gold, die Karten raschelten, durch die feierliche Stille der Säle tönten monoton die Propositionen der Spieler und das „rien ne va plus" des Banquiers — schade, daß Lierstadt nicht dabei sein konnte, der hätte erst rechten Zug in die Sache gebracht. Nur ein kleiner Kreis betheiligte sich nicht am Spiel. Abseits, in der trauliche Fensterniche, besprachen die näheren Freunde des Verstorbenen noch einmal alle möglichen Ursachen des traurigen Ereignisses, bis schließlich, nach einer langen Zeit trüben schweigsamen Zuhörens, der lange Baron Waldburg, Lierstadt's Intimus, der auch die Sichtung und das Ordnen seiner Papiere übernommen hatte, das Wort ergriff.

„Ich will nicht, meine Verehrten," so sagte er, „daß die Erinnerung an unsern Freund durch einen Schleier thörichter Sagen verhüllt und wohl gar getrübt werde, deßhalb ziehe ich vor, Euch mitzutheilen, was ich von der Geschichte weiß. Ich war Lierstad's einziger Vertrauter, und das Wenige was er mir verschwiegen, hat mir gestern sein Tagebuch erzählt."

Ein Allgemeines „Ah!" des Erstaunens, der Spannung ward hörbar, die Herren legten ihre Cigaretten bei Seite und zogen die Sessel näher heran.

Nach einer kleinen Pause der Sammlung, während welcher man das „une carte,“ „neuf,“ „huit,“ „bac“ der Spieler aus dem Salon herübertönen hörte, begann Waldburg:

„Es ist immer ein Unglück, sich in eine Schauspielerin zu verlieben und dieses Unglück steigert sich noch, wenn die Betreffende zufällig absolut tugendhaft ist —“

„Giebt's denn so Eine?“ warf der kleine Attaché Baret von der französischen Gesandtschaft vorlaut dazwischen.

Waldburg maß ihn mit einem ernsten, zurechtweisenden Blick: „Für diese Frage, Baret, würde Sie unser verstorbener Freund wahrscheinlich gefordert haben. Ich spreche von der Mara, der jungen Heroine unseres Hoftheaters. Wir alle wissen genau, daß sie ebenso schön wie unnahbar ist, und es giebt hier wohl Niemanden, der es wagen würde, ihr mit minderem Respekt zu begegnen, als irgend einer Dame der besten Gesellschaft. Der Blick ihrer klaren Augen, der milde Ton ihrer Stimme, die ruhige Hoheit ihres ganzen Wesens — das Alles übt eine seltsame Macht, die den Kühnsten entwaffnet, — einen merkwürdigen Zauber, dem sich auch der frivolste Zweifler niemals zu entziehen vermag . . .

Sie Alle, meine Herren, lesen seit Jahren in den Zeitungen, mit wie selbstloser Hingabe die junge Künstlerin sich den Werken der Mildthätigkeit und Nächstenliebe widmet, sie ist der gute Engel ihres Bezirkes, es giebt dort keinen Armen, der unbeschenkt von ihrer Thür gegangen wäre, keinen Kranken, dem sie jemals Hilfe und Pflege versagt hätte. Dabei kränkt es sie, wenn die Oeffentlichkeit von ihren Samariterdiensten Notiz nimmt, sie verschmäht es durchaus, damit Reklame zu machen, sondern geht sanft und bescheiden ihren Weg, durch einen zitternden Händedruck des Dankes, durch ein Aufleuchten der Freude im Auge eines Bekümmerten mehr beglückt, als durch den Beifallsjubel der Menge.

Als Lierstadt vor drei Jahren in unsere Residenz kam, wurde er sofort von der künstlerischen Eigenart dieses jungen Mädchens auf das lebhafteste interessirt. Sein scharfes Auge entdeckte in den damals noch unfertigen Leistungen der Novize ein großes, entwicklungskräftiges Talent und mit dem Behagen des Kenners verfolgte er von seinem Stammsitz aus — Sie wissen, an der rechten Ecke der ersten Parquetreihe — dessen überraschend schnelle Entfaltung. Allmählich wurde in ihm das Interesse an den Fortschritten der Künstlerin immer reger, immer lebhafter, er besuchte das Theater schließlich regelmäßiger als den Klub — Sie verstehen, was das sagen will — und eines schönen Tages, er war am Abend vorher von der Leistung seines Lieblings nicht sehr erbaut gewesen, kam er auf die Idee, ihr anonym eine — kurze Kritik zu senden und ihr auf diese Weise seinen wohlgemeinten Rath zugänglich zu machen. Gespannt wartete er auf den Erfolg. Am nächsten Abend spielte Mara die gleiche Rolle in völlig verändertem Tone, sie hatte die Rathschläge der anonymen Kritik befolgt.

An die Taille der Robe geheftet, trug sie — gleichsam ein stummer Dank für ihren unbekannten Freund — jenes bescheidene Sträußchen, eine von Veilchen umgebene gelbe Rose, das Lierstadt seinem Schreiben beigegeben hatte.

Von nun an erhielt Mara am Morgen nach jedem Auftreten eine kurze, ehrliche Kritik, voll treffender Bemerkungen und nützlicher Winke, begleitet von einem jener kleinen, zierlichen Veilchensträußchen, — immer enger, immer intimer wurden die seltsamen Beziehungen zwischen der Künstlerin und ihrem unbekannten Lehrer. Wenn der Graf im Theater saß und regungslos, mit brennenden Augen dem Spiele Maras folgte, da fühlte er, daß er Theil habe an ihrer Kunst, ihren Erfolgen, an ihrem ganzen Wesen. Dieser zündende Blick aus den großen, graublauen Augen, diese runde Bewegung des vollen Armes, dieser leidenschaftliche Aufschrei, das Alles war sein Rath, sein Werk und oft, wenn das Haus erdröhnte vom frenetischen Beifall der Menge, schien es ihm, als glitten ihre Blicke suchend an den Logen entlang, um den zu finden, an den sie die schwere Schuld ihres Dankes abzutragen habe. Lierstadt wich ängstlich jeder direkten Begegnung mit der Künstlerin aus. Er fühlte, daß sie langsam von seinem ganzen Wesen Besitz ergriff, daß seine Stimmung völlig von ihren Erfolgen abhing, an Tagen, an denen sie nicht auftrat, ertappte er sich dabei, wie er — ganz willenlos, einem unbewußten Drange folgend — der Straße zuschritt, in der sie wohnte, weil er das Bedürfniß empfand, sie wenigstens flüchtig zu sehen.

Und eines Tages traf er doch mit ihr zusammen, auf einem jener großen langweiligen Routs, bei denen die meisten Gäste kaum wissen, wie der Hausherr aussieht, er näherte sich dem kleinen Kreise, den sie vollständig beherrschte und hörte wie sie erzählte — — von ihrem geheimnißvollen unbekannten Lehrer, wie sie das brennende Verlangen kundgab, ihn kennen zu lernen und lachend eine Prämie aussetzte für den glücklichen Finder. Da rannte er spornstreichs davon — wie um einer drohenden Gefahr zu entgehen, — stürmte aufgeregt durch die schneebedeckten Straßen, nannte sich einen charakterlosen Narren, einen Dummkopf, und gab es schließlich auf, noch länger gegen sich selbst zu kämpfen. — Seine nächste briefliche Kritik unterzeichnete er mit vollem Namen. Diesmal war der Veilchenstrauß durch eine kostbare Brillant-Agraffe an das Couvert befestigt.“

„Ah bravo!“

Dieser Zwischenruf kam von dem kleinen Baret. Die Herren rückten noch näher an den Erzähler heran — das neue Stadium der interessanten Geschichte lag ihrem Verständniß augenscheinlich viel näher, als die vorhergehenden Phasen.

„Das hat Lierstadt wieder einmal sehr chic gemacht!“ bemerkte Einer.

Waldburg sah den jungen Mann ironisch von der Seite an.

„Meinen Sie? Nun — Lierstadt erhielt die Agraffe natürlich umgehend zurück und war vernünftig genug, sich seines plumpen Fehlers gehörig zu schämen. Er ließ sich bei der Künstlerin melden und bat demüthig um Verzeihung. „Ich habe Ihnen zu viel zu danken,“ entgegnete ruhig die Mara, „als daß ich Sie mit eigensinnigem Groll quälen dürfte, und ich kenne die Gesinnung meiner Kolleginnen gut genug, um Ihren Irrthum begreiflich zu finden. Wenn Sie mir Freude bereiten wollen, so bleiben Sie bei ihren Blumenspenden. Um Gottes willen keine Wagenräder, keine kostbaren Körbe — aber diese zierlichen Veilchenbündel mit der gelben Rose, die würden mir fehlen. Da sehen Sie — das war das Erste.“

Aus einer Ebenholzkassette nahm sie den kleinen getrockneten Strauß und legte ihn in die Hand des Grafen.

Lierstadt war kein sentimentaler Schwächling und doch konnte er seine tiefe Bewegung kaum bemeistern, als die morschen Blätter zwischen seinen Fingern knisterten, als der leise Moderduft dieser im Reliquienschrein eines schönen Weibes hingewelkten Blumen leise zu ihm aufstieg.

„Auf gute Freundschaft!“ sagte die Mara und bot ihm ihre Rechte. Der Graf schlug ein:

„Auf gute Freundschaft. Ich bin stolz darauf, Ihr Freund, Ihr Berather bleiben zu dürfen. Wir wollen miteinander plaudern von der Kunst, vom Leben, von Ihrer Samariter-Leidenschaft — wie zwei gute Kameraden. Ich kam hierher, bereit, Ihnen ein Vermögen zu Füßen zu legen — Sie werden mir helfen, dieses Vermögen in zweckmäßigster Weise unter die Armen Ihres Bezirkes zu vertheilen. Wenn ich jemals durch ein Wort, eine Handlung Ihre Mißachtung verdienen sollte, wenn Sie mir mittheilen wollen, daß ich Ihnen lästig bin, daß Sie von meinem Anblick befreit zu sein wünschen, so senden Sie mir diese welken Blüthen, ich werde den Wink verstehen und wortlos aus Ihrem Leben verschwinden.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von diesem Tage an verschwendete Lierstadt ein Vermögen für Blumen, immer waren es nur die bescheidenen kleinen Sträußchen — aber er schüttete täglich einen Regen davon über die Künstlerin — ihre Wohnung war davon erfüllt, ihre Treppe damit übersät, unsichtbare Hände streuten sie in den vor der Thür wartenden Theaterwagen, Spiegel und Tisch in Maras Garderobe waren täglich frisch umrahmt und umkränzt. Sie duldete lachend diese Huldigungen und drohte nur manchmal, wenn es gar zu toll wurde: „Warten Sie, Graf, ich werde Ihnen eines Tages den ersten Strauß zurücksenden müssen, um dem Unfug ein Ende zu machen.“

Das Versprechen, den Armen ein Vermögen zu schenken, erfüllte Lierstadt in besonders feinsinniger und delikater Weise. Er wagte es nicht, der Künstlerin Geld anzubieten, und fand höchst eigenartige Umwege, auf denen er sein Ziel erreichte.

In einer benachbarten Apotheke gab er die Weisung: Jeden, den sie sende, unentgeltlich mit Arzneimitteln zu versehen. Er überbrachte ihr unzählige Speise-Anweisungen für Volksküchen und Suppenanstalten zur Vertheilung an die Bedürftigen, um die Weihnachtszeit kaufte er einen ganzen Bazar nützlicher Gegenstände zusammen, so daß die Aufsehen erregenden Bescheerungen bei Mara alle öffentlichen Wohlthätigkeitsakte weit überstrahlten, in Maras Namen zeichnete er bei allen Sammlungen fabelhafte Summen, welche die Stadt in Staunen versetzten.

Die Künstlerin glaubte an die reine, selbstlose Menschenliebe des Grafen, ein wahrer Fanatismus des Wohlthuns war über sie gekommen, der ihr Vernunft und ruhige Ueberlegung raubte, sie hielt sich für ein auserkorenes Werkzeug in der Hand der Vorsehung und nahm blindlings an, was Lierstadt der von Tag zu Tag mehr anwachsenden Menge ihrer Schützlinge bot.

Der Graf aber fühlte nach einer langen Zeit schweigsamen, geduldigen Wartens, daß ihn seine egoistischen Opfer dem Herzen der Künstlerin nicht näher brachten. Er liebte sie mit einer verzweifelten Leidenschaft, die ihm den Schlaf raubte, das Wachen vergiftete. Tag und Nacht stand ihr Bild vor seinen Augen, klang ihre Stimme in seinen Ohren, brannte ihr Name auf seinen Lippen. Er vernachlässigte die Verwaltung seines Vermögens, er kümmerte sich nicht mehr um seine Freunde, alle Erinnerungen seines reichen Lebens verblaßten vor diesem einzigen ewig mahnenden, quälenden, sinnverwirrenden Gedanken. „Ich bin ein Bettler — ein Bettler", pflegte er mir, seinem einzigen Vertrauten, zuzurufen, wenn er mir auf dem Heimwege vom Klub, wo er bis zum letzten Augenblick den Unbefangenen, den lebensfreudigen Cavalier zu spielen verstand, sein volles Herz ausschüttete. „Was ich besitze, hat keinen Werth für mich und das Einzige, was meinem Leben Werth verleihen würde, bleibt mir versagt."

Vor der Künstlerin selbst verbarg Lierstadt seinen Seelenzustand mit ängstlicher Scheu, er fühlte zu gut, daß sie ihm nur kühle Freundschaft entgegenbrachte und keinen Moment zögern würde, ihm das verabredete Trennungszeichen zu senden.

So verging ein Jahr.

Wieder rüstete man in Maras Wohnung zu mildthätiger Weihnachtsfeier" . . .

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne, es fiel ihm augenscheinlich schwer, den Ereignissen der allerjüngsten Zeit gegenüber, die nun noch zu berichten blieben, seine volle Ruhe zu wahren.

Regungslos warteten Alle, bis er den Faden der Geschichte wieder aufnahm:

„Heute vor vier Tagen zog mich Lierstadt in dieselbe Nische, in der wir hier sitzen, legte mir seine zitternden Hände auf die Schultern und sagte mit trockener tonloser Stimme:

„Waldburg — ich stehe vor der Entscheidung über Tod und Leben!"

„Wie das!"

„Ich habe einen tollen, wahnwitzigen Gedanken, der mich seit Wochen peinigt, nicht mehr unterdrücken können — — ich habe an Mara geschrieben, daß sie mich nicht für gut, nicht für wohlthätig halten soll, sondern nur für verliebt, wahnsinnig verliebt. Daß ich meine Hand von ihr abziehen werde, daß diese Schützlinge alle, die ich hasse, weil sie mir den Schatz ihrer Liebe rauben, ungetröstet von ihrer Thür gehen werden, wenn sie meiner erneuten Bewerbung kein Gehör schenkt."

Tief erschrocken hörte ich diese schlimmen Worte. Lierstadt sah mich mit großen leuchtenden Augen an, als wollte er mir meine Meinung vom Gesicht herablesen.

„Du sagst Nichts?" murmelte er endlich — „Du hälst mich für verrückt? Möglich, daß ich's bin! Aber meine Kraft ist zu Ende! Diese Mara gilt ja für eine Heilige, vielleicht — opfert sie sich für ihre Armen!" . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Lierstadt hatte den Brief um sechs Uhr, als er seine Wohnung verließ, an Mara gesendet.

Die Antwort der Künstlerin war — nach dem Berichte des Dieners — bereits um sieben Uhr eingetroffen. Als der Graf gegen Morgen heimkehrte, fand er auf dem Schreibtisch eine zierliche Enveloppe, die sein Todesurtheil umschloß, — — jenen getrockneten Veilchenstrauß mit der gelben Rose, deren morsche Blätter bei der Berührung knisterten und zerbröckelten.

Man braucht just kein großer Psychologe zu sein, um sich leicht zu erklären, was Lierstadt nun empfand. Ein Gefühl niederschmetternder Hoffnungslosigkeit vereinigte sich in ihm mit der Erkenntniß, leidenschaftverblendet eine niedrige Handlung begangen zu haben.

Nach wenigen Minuten fiel jener Schuß, der die wohllöbliche Bevölkerung unserer Residenz in gar so heillose Aufregung versetzt hat." . . .

Waldburg schwieg.

Die Herren blickten sehr nachdenklich hinaus in das dichte Schneegestöber — Keiner wußte recht, was er zu der sonderbaren Geschichte sagen sollte.

„Ja, ja," bemerkte endlich tiefsinnig der kleine Baret, „— das Leben ist wirklich kein Vergnügungsinstitut! — Wie wär's, wenn ich den Herren zur Erheiterung ein kleines Bänkchen legte?!"

Nach dem Carneval.

Von Hugo Klein. (Nachdruck verboten.

Der Carneval ist vorüber. Die letzte fröhliche Note hat ausgeklungen, in den prunkvoll ausgeschmückten Sälen wird in diesem Jahre kein Walzer mehr getanzt, die prickelnde melodische Weise, welche alle Beine in den Kreislauf versetzte, dringt in diesem Jahre an kein Ohr mehr, läßt kein Herz mehr höher schlagen. Noch in der Nacht des Faschingsdienstags gab es hier fröhliches Tummeln und Treiben, übermüthiges Gelächter mischte sich in die Klänge der Musik, und der Glanz weißer Schultern, das Blitzen heller Augen wetteiferten mit dem Schein der leuchtenden Flammen, die von den vergoldeten Lüstres erstrahlten. Nun ist alles aus. Die Fröhlichen sind wieder ernst geworden, das Champagnermahl ist durch den Häringsschmaus ersetzt, die berufsmäßigen Lustigmacher, Harlekin, Pierrot, Pantalon, ruhen von ihrer anstrengenden Wirksamkeit aus, um wieder ihre bürgerliche Beschäftigung aufzunehmen, der Eine als Ausrufer einer Menagerie, der Andere als Impresario einer Riesendame, der Dritte als Kolporteur verbotener Photographien.

Alles ist aus.

Mit trübem Dämmerlichte blickt der Aschermittwoch zum Fenster herein und unheimlich flimmert es in dem weiten, öden Saale. Auf dem glänzenden Fußparket liegen die Trümmer der letzten Campagne des Prinzen Carneval, zerrissene Spitzen, abgetretene Endchen und Fetzen von Tüll, Mull und Seide, dazwischen eine künstliche Rosenknospe oder eine halbverwelkte, zertretene Kamelie aus einem Strauße natürlicher Blumen . . . Mit großen Besen bewaffnet, wirthschaften hier dienende Geister im Morgengrauen und kehren alle die verlorenen und weggeworfenen Souvenirs verrauschter Fröhlichkeit in die Ecke. Es ist zu Ende mit aller Ausgelassenheit. Der Ballflitter wird zur Seite gelegt, die Maskenanzüge, die prächtigen Kostüme, die koketten Leibchen wandern in die Magazine und anderswohin, um dort den Sommerschlaf zu halten, bis wieder die drei Könige ins Land kommen und in ihrem Gefolge Prinz Carneval erscheint, um mit fröhlichem Schellengeklingel alle die Schläfer zu wecken. Sie wandern in die Magazine oder anderswohin . . .

Wohin? Nun, bei Zeiten auch in die Leihanstalt. Dort treffen Manche zusammen, die sich erst jüngst bei hellem Lichterglanz in glänzender Faschingslaune gesehen haben, und jetzt Gelegenheit finden, über die Vergänglichkeit irdischer Ballfeste nachzudenken. Da ist der stattliche Frack, da ist das herrliche Kostüm der Hofdame aus den Tagen der Anjou's, der kostbare Flitter der verliebten Schäferin, das pikante Kostüm des Debardeurs. Der kurze Traum des Glanzes ist ausgeträumt. Sie sind nichts mehr als Nummern — Nummer 5932, Nummer 5933, Nummer 5934 und so weiter. Das ist recht beschämend für so stolze Gewänder, die ein gewisses Selbstbewußtsein haben, eingedenk des alten Wortes: Kleider machen Leute. Das wäre aber ihre geringste Sorge. Das betrübendste an der neuen Lage dieser Vergnügungssüchtigen ist die Langeweile. Es ist recht langweilig, eine gute Posse in einer fremden Sprache, die man nicht versteht, aufführen zu sehen, es ist auch recht langweilig, ein schlechtes Gedicht in einer Sprache, die man versteht, zu lesen, es ist noch langweiliger, mehrere schlechte Gedichte in

mehreren Sprachen, die man versteht, zu hören, am Langweiligsten aber muß es sein, viele Monate verstaubt im Schranke einer Leihanstalt zu hängen. Mögen sie sich unterhalten, wie sie können. Auch unser Leben, die wir athmen im „rosigen Licht", ist nicht lauter Amüsement

Bei Alledem giebt es Leute, welche herzlich froh sind, wenn der Carneval zu Ende ist. Ich meine damit nicht blos die Droschkenkutscher, welche die ganze Nacht auf dem Bocke frieren müssen in der Erwartung, daß ein müder Ballgast in später Stunde ihr Gefährt benütze; nicht die Zettelankleber, welche eine Stunde früher als sonst ihr Lager verlassen, um in der „Wüste von Mauersteinen" manche leere Wandfläche mit bunten Ankündigungen lockender Tanzunterhaltungen zu verzieren; nicht die Kellner im Kaffeehause, welche bis zum frühen Morgen die Schwarzen herbeischleppen, mit welchen sich andere übernächtige Leute die abgespannten Nerven anzuregen suchen; nicht die armen Näherinnen, welche die ganze Nacht die Nadel führen, um die schönen Ballkleider fertig zu bringen, mit denen andere, glücklichere Mädchen sich schmücken wollen; nicht die beklagenswerthen Zeitungsberichterstatter, die zu mitternächtiger Stunde, da in der modernen Zeit im Gegensatz zu alten Tagen die Geister gewöhnlich schon schlafen gehen, sich noch an den Schreibtisch setzen, um geistfunkelnde Referate zu Papier zu bringen. Von diesen und anderen Botmäßigen des Faschings will ich nicht reden. Aber es giebt außer diesen noch manche Menschenkinder, die erleichtert aufathmen, wenn am Faschingsdienstag die letzte bemalte Wachsnase den ihr gebührenden Platz findet.

Da kenne ich zum Beispiel einen gemächlichen alten Herrn, der nur drei Bälle mitgemacht hat, aber nicht gern an seine Erlebnisse dabei denkt. Natürlich spielte er den Elephanten. Er besitzt zwei erwachsene Töchter, so schön und begehrenswerth, daß mancher Junggeselle bei ihrem Anblick schwach werden könnte und . . . Genug, die Mama zählte auf die Schwäche des starken Geschlechts und wollte ihre Töchter bei Lampenlicht zeigen. Der Papa mußte den enggewordenen Frack anziehen und das seit Jahrzehnten sorgsam gemiedene Tanzparket aufsuchen, wo er selbst einst, vor langer Zeit, in einer unbedachten Stunde ein Wort geflüstert hat, ohne welches er nie in die Lage gekommen wäre, auch anderen ahnungslosen Mitmenschen Fallen zu legen. Er führte also den schmucken Köder auf den Ball, auf noch einen Ball, ja, sogar auf einen dritten Ball. Um nicht vor Langeweile umzukommen und die Seinigen durch einen plötzlich eingetretenen Trauerfall in ihrem Vergnügen zu stören, mußte er sich mit anderen befreundeten Elephanten im Spielzimmer zur Skatpartie setzen und sein bekanntes Pech entsprechend bezahlen. Er ist dergleichen Ausschreitungen nicht mehr gewöhnt und braucht jedesmal drei Tage, um eine durchwachte Nacht sich „einzubringen." Er spürt den verrauschten Carneval in allen Gliedern, besonders in der Brieftasche, an welcher eine tiefeingreifende Operation vollzogen wurde. Die Operation ist schön gelungen, aber der Patient ist dabei beinahe zu Grunde gegangen, wie dies gewöhnlich der Fall ist. Er ist auf den Fasching nicht gut zu sprechen. In seiner Vorstellung besteht derselbe nur aus Schneiderrechnungen, theuren Spitzenvolants, schlechten Soupers, Droschkentaxen, unnöthig erduldeten Fehlschnitten des Raseurs, Garderobegebühren, versäumten Stunden im Schlafrock, Trinkgeldern, steifen Halskragen, ungerauchten Pfeifen Tabak, abgetretenen Schleppen, Kopfweh, Spielschulden, Magenschmerzen, theuer erkauften Ballkarten, Schnupfen, engen weißen Handschuhen und was es noch mehr solcher angenehmer und anregender Dinge in der Welt giebt. Selbst das Gefühl, ein guter Vater gewesen zu sein, kann ihn für so vielfache Annehmlichkeiten nicht entschädigen. Nur mit Grauen gedenkt er des verrauschten Carnevals, nur mit Grauen des kommenden Faschings . . .

Und erst die Mama! Welcher Aufwand von Sorge um eine Omelette — Verzeihung, meine Damen, daß wir so wichtige Dinge, wie ein Ball im Leben der Frauen ist, in ein Gleichniß mit einer profanen Mehlspeise zu bringen wagen. Wie viele Konferenzen mit der Schneiderin, der Marchande des Modes, der Blumenmacherin 2c. hat es da gegeben, wie viele Kämpfe waren mit Papa zu bestehen, wie viele Modejournale zu studiren, wie viele Vorbereitungen zu treffen, wie viele Tänzer anzuwerben, wie viele Toiletten zu bekritteln, wie vielfaches Lächeln an junge Männer zu verschwenden, um die eingefleischten Vorurtheile gegen Schwiegermütter-Physiognomien zu besiegen, zumeist vergebens zu verschwenden, wie sie sich im Geheimen sagen mußte. Und im Ballsaale konnte sie sich nicht einmal in die Büsche schlagen, um den Mond anzubeten, wie ihr Herr Gemahl, nein, sie mußte alle die Stunden auf ihrem Sitze ausharren, um die Fächer und Bouquets ihrer Töchter zu halten, welche im Saale herumwalzten. Wären nicht einige mehrfache Mütter-Konkurrentinnen zugegen gewesen, mit welchen sich die Dienstbotenfrage bei Musikklang erörtern ließ, es wäre zum verzweifeln gewesen. Zum Glück reichte die Geschichte der verletzten Auguste mit dem Staubtuche und der drittjüngsten Marie mit dem Kochlöffel gerade bis zum letzten Kotillon aus, und die Affaire mit dem Hasen, welcher nur drei Läufe auf den Tisch brachte, eine Affaire, höchst bemerkenswerth, welche die Emma vom vorigen Jahr auf dem Gewissen hatte, bleibt den Damen noch für den nächsten Carneval . . .

Und war all' der Liebe Müh' umsonst? Gewiß nicht. Die schöne, blonde Cäcilie hat sich richtig einen Freier erobert, und was die nicht minder schöne, brünette Hortense anbelangt, so kann man nicht wissen . . . Ja meine Herren und Damen, so unglaublich dies auch in diesen Tagen klingen mag, man hat sich in die schöne Cäcilie verliebt, und das sage ich Ihnen, ich, der ich zur Zeit keinen Roman schreibe, sondern eine trockene Ballgeschichte. Doch, sie war so glücklich! Er hat ein so keckes Schnurrbärtchen, er tanzt so gut, er weiß so schöne Komplimente zu machen, er bewegt sich so gewandt, er blickt so siegessicher aus, so viele Mädchen schielen nach ihm und beneiden sie um die Eroberung! Wenn man mit einem Manne, der so viele gute Eigenschaften hat, nicht glücklich werden kann, dann weiß ich wirklich nicht, was irdische Glückseligkeit bedeutet. Sie schwelgte in süßem Rausche . . . Papa war der Mann recht, und als er noch bei dem letzten Geigenklange des Faschings eine süße Frage an sie richtete, erhielt er ein Jawort . . . Seither kommt er täglich ins Haus und nennt sie seine geliebte Braut. Er hat ihr schon schönen Schmuck gebracht, denn er ist aus reichem Hause. Freilich, jüngst, als von Afrika die Rede war, machte er eine Bemerkung, welche darauf schließen läßt, daß er die Vermuthung hegt, China liege in der Nähe von Sansibar. Und unlängst als Papa nicht zu Hause und die Annehmlichkeiten von Baden-Baden, das sie beide kennen, aus der Unterhaltung ausgeschlossen waren, stockte merklich das Gespräch. Gestern aber erzählte er gar vor ihrer vertrauten Freundin, daß er sich während seiner Militärdienstzeit zum Fuhrwesen versetzen ließ, weil dieses gewöhnlich die Nachhut der Heere bilde und den Gefahren im Kriegsfalle deshalb weniger ausgesetzt sei; und er fügte hinzu, er halte seinen Kopf für zu klug, um ihn einer dummen Kugel auszusetzen. Nun, die Kugel mag ja dumm sein . . . aber darum steckt bei aller „Klugheit" nicht in jedem Kopfe Geist und Wissen, nicht in jedem Herzen Muth . . . Die glückliche Cäcilie ist sehr still geworden. Sie trägt sich mit einem großen Entschlusse und fragt sich mit Entsetzen, was Papa und Mama dazu sagen dürften, wenn sie erfahren werden, daß alle die ungezählten Opfer des letzten Faschings umsonst gebracht waren . . . In den verführerischen Lichten des Ballsaales erscheint das zierliche Haupt manches Gänschens wie von einem Gloriole umgeben, erscheint mancher Einfoltspinsel wie ein Halbgott . . . Aber die Lichter verlöschen, und der Hohlkopf bleibt Hohlkopf. Die schöne Cäcilie weint sich in den Schlaf und flüstert im Traume, was wir uns alle denken: „Ach, wenn es nur immer Fasching wäre!" . . .

Aphorismen.

Das Recht darf nicht zur Vogelscheuche werden,
Als stünd' es da, um Habichte zu schrecken
Und bliebe regungslos; bis sie zuletzt
Gewohnt, d'rauf auszuruhen, statt zu flieh'n.

Shakespeare.

* * *

Wer Geld zeigt, dem wird jedermann gefällig sich erzeigen;
Ein Goldstück auf die Wage wirf, und bald wird sie sich neigen.

Saadi.

* * *

Nur freie Seelen wissen, wie herrlich es ist, sich frei zu fühlen; Sklaven behagt ihre Knechtschaft.

Wer lange in der Welt herumgeworfen ward und dort erfuhr, was Welt und Menschen werth sind, nun alles unparteiisch überzählt, und sein Glück auf dem steilen Wege der Tugend, in sich selber sucht und findet, den nenne ich frei.

J. G. Zimmermann.

Heiteres.

Ueberraschung. Ein Arzt ein leidenschaftlicher Nimrod, erlegt auf der Jagd einen prachtvollen Steinadler. Hocherfreut trägt er denselben sorgfältig heim, da er beabsichtigt, ihn als Hauptschmuck seines Jagdzimmers ausstopfen zu lassen.

Zu Hause angekommen, hängt er den Vogel in die Kammer, in welche er immer seine Jagdbeute, wie Rebhühner, Schnepfen 2c. zu bringen pflegt und geht dann ins Wirthshaus, wo er von seinen Jagdfreunden beglückwünscht und beneidet wird.

Als er Abends heimkehrt tritt ihm seine Köchin, eine ehemalige Bauerndirn', entgegen mit den Worten: „Awer, Herr Doktor, was dees nor for e' Vochel is! . . . So schwer han ich noch keen' — geroppt!"

* *

Kindliche Naivetät. Eine Familie ist im Begriff, zu Mittag zu speisen, als die Nachricht von dem Tode einer Tante eintrifft. Plötzlich fragt der kleine Emil, indem er lüstern auf die wohlgefüllten Schüsseln hinblickt: „Papa, müssen wir jetzt gleich weinen, oder sollen wir warten bis wir gegessen haben?"

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.